

Evang. Sammlung in Württ. e.V.
Lessingstr. 3, 73760 Ostfildern
PVSt, DPAG, „Entgelt bezahlt“

E 47239

Bitte teilen Sie uns Änderungen Ihrer Anschrift rechtzeitig mit. Ganz einfach und praktisch geht das auch per E-Mail (stephan-zehnle@web.de) Vielen Dank!

Herzliche Einladung

zur Landesversammlung 2004

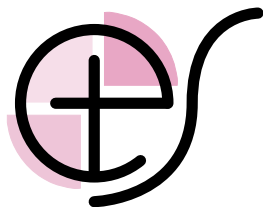
am Sonntag, 12. September 2004,
ab 16.15 Uhr in der
Auferstehungskirche Denkendorf

17 Uhr: Vortrag

**»Sonntags ist Kirche«
Der Weg des christlichen
Gottesdienstes
und seine Gestalt in
Württemberg**

*Prof. Dr. Gerhard Hennig,
Tübingen*

Evangelische Sammlung in Württemberg



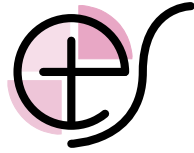
RUNDBRIEF 25



Juli 2004

I N H A L T

Evangelische
Sammlung
in Württemberg



Wie sag ich's meinem Kind, meiner Nachbarin,
meinem Kollegen ...?

Elke Maihöfer

3

Vom Glauben reden

Werner Schmückle

7

Mit Jugendlichen über den Glauben reden

Hans Veit

9

"Daran glauben wir"

14

Danke und Adieu oder Am Goldfischteich

Johannes Schöne

18

Interview im Vorfeld der Landesversammlung der
Evang. Sammlung mit Prof. Dr. Gerhard Hennig

Dr. Friedmann Eißler

24

Buchbesprechungen

21



Wie sag ich's meinem Kind, meiner Nachbarin, meinem Kollegen ... ?

Den Glauben ins Gespräch bringen

Erste Szene:

Das Telefon klingelt. Ich hebe ab und melde mich. Zögerlich und in gebrochenem Deutsch höre ich: „Hallo, hier Frau M. Ist da Pfarrer? Ich will Taufe!“ Ich bin etwas verwundert, frage nach: „Sie wollen getauft werden?“ Zurück kommt: „Nein, nicht ich Taufe – meine Tochter R., 8 Wochen alt!“

'Ach so, eine Säuglingstaufe', denke ich, und sofort fällt mir ein: Bevor ich weiterrede, muss ich auf jeden Fall abklären, ob die Frau überhaupt evangelisch oder bei mir an der falschen Adresse ist. Also frage ich: „Gehören Sie zur evangelischen Kirche?“

Vom anderen Ende der Leitung kommt ein fragendes: „Was ist evangelische Kirche?“ 'O.K.', denke ich, 'das war die falsche Frage!', und schiebe nach: „Sind Sie getauft?“

„Ja“, höre ich, „Großvater hat mich in Wohnzimmer getauft – zu Hause in Kasachstan.“

Wir vereinbaren einen Gesprächstermin, bei dem ich die Familie zu Hause besuche. Ich freue mich über die Chance, mit diesem Ehepaar ins Gespräch zu kommen, doch zugleich frage ich mich: Wo soll ich anfangen? Werde ich ihre Frage beantworten können: „Was ist evangelische Kirche?“ – so beantworten, dass sie nicht nur freundlich nickt, sondern es auch versteht? Was könnte ich mitnehmen oder vielleicht sogar vorher vorbei bringen, damit die Frau sich ein wenig informieren und vorbereiten kann?



Szenenwechsel:

Mal wieder ist ein Zahnarzttermin angesagt. Beim letzten Mal mußten wir über eine halbe Stunde warten. Deshalb schlage ich Jonathan vor, doch ein Buch mitzunehmen, damit wir die Zeit wenigstens sinnvoll nutzen können.

Zielsicher zieht er die große Kinderbibel aus dem Stapel. Ich denke: 'Das muss jetzt echt nicht sein – ausgerechnet beim Zahnarzt', und versuche ihn zu einem ‚neutralen‘ Buch zu überreden. Aber es ist nichts zu machen, es muss die Kinderbibel sein.

Im Wartezimmer angekommen sehe ich eine junge Frau, die mit ihrem Handy beschäftigt ist, und eine ältere Dame, die vor sich hinschaut.

Schon ist die Bibel aufgeschlagen. „Das will ich!“, sagt er und zeigt auf die Geschichte von der Heilung der Schwiegermutter des Petrus. Wieder denke ich: 'Geht's nicht ein bißchen unverfänglich-cher?', aber es geht nicht!

„Lies lauter Mama, ich versteh fast nichts“, ist sein nächster Kommentar. Irgendwie fühle ich mich nicht besonders

Wenn jetzt nicht die freundliche Zahn-
arthelferin gekommen wäre und uns mit-
genommen hätte – vielleicht wären wir
ja ins Gespräch miteinander gekommen.
Auf jeden Fall war ich einmal mehr be-
schämt über meine Zurückhaltung, um
nicht zu sagen, meine Feigheit.



Dritte Szene:

Ich treffe eine Konfirmanden-
mutter. Wir kommen ins Ge-
spräch über die Berufspläne
ihrer Tochter und wie schwie-
rig es im Moment ist, abzuse-
hen, welche Berufe überhaupt
noch Zukunft haben. „Über-
haupt finde ich“, sagt sie,
„ist unsere Welt echt verrückt:
Wer lügt und betrügt, der
kommt voran, die Ehrlichen
sind doch die Dummen. Und
was das Schlimmste ist, die
kommen doch alle ungestraft
davon.“

Einen Moment zögere ich,
dann sage ich: „Das glaube

ich nicht! Ich bin davon überzeugt, dass
jeder für das, was er tut, einmal die Ver-
antwortung übernehmen muss, und dass
diejenigen, die ehrlich waren, es dann
nicht bereuen werden.“

„Meinen Sie wirklich?“, fragt sie mich.

„Ja, da bin ich mir sicher, so steht es in
der Bibel!“, antworte ich.

wohl. Beim Vorlesen frage ich mich: 'Was
denken wohl die beiden Frauen? So eine
Geschichte: Gerade ist die Schwiegermutter
noch sterbenskrank, und im nächsten
Moment putzmunter. Da sagt doch jeder
normale Mensch: So etwas gibt es nur im
Märchen!'

Endlich sind wir am Schluss der Erzählung
angelangt. Für einen Moment ist Funkstil-
le im Wartezimmer. Dann sagt die junge
Frau ganz spontan „Die Geschichte kenne
ich!“, und die Ältere stimmt zu: „Ja, ich
auch!“

Drei Begebenheiten aus dem Alltag, in denen ich gefordert bin, meinen Glauben in der Begegnung mit ganz unterschiedlichen Menschen ins Gespräch zu bringen oder, um die Aufforderung aus dem 1. Petrusbrief ernst zu nehmen: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist, und das mit Sanftmut und Gottesfurcht“ (1. Petrus 3,15b.16a).

Zugegeben, es ist eine echte Herausforderung, in wenigen verständlichen Sätzen zu sagen, was Evangelische Kirche ist, in Worte zu fassen, was unsere ‚gewisse‘ Hoffnung auf die Richtigstellung allen Unrechts durch Gott ist oder einfach eine Jesusgeschichte in einen völlig säkularen Kontext hineinzustellen und gespannt zu sein, was sie bewirkt.

Wenn wir es wagen und die Scheu überwinden, werden wir immer wieder überrascht, was passiert, wenn wir unbefangenen davon reden, was uns im Leben und im Sterben hält und trägt, und was uns Orientierung gibt.

Meine Erfahrung ist, dass Menschen sich zum Nachdenken anregen und in Frage stellen lassen, manchmal auch neue Perspektiven für ihr Leben gewinnen.

Hans-Joachim Eckstein bringt es auf den Punkt, wenn er schreibt: „Wir Christen sind die einzige Bibel, die heute noch von einer breiten Bevölkerungsschicht gelesen wird – aber ich fürchte, wir sind die schlechteste Übersetzung.“¹ Ob seine Be-

fürchtung zutrifft? Manchmal – leider zu oft – habe ich den Eindruck: Ja!

Wenn ich da an unser Reden denke: Wie oft schweigen wir Christen, wenn wir den Mund aufmachen sollten, weil wir Angst haben, es könnte peinlich sein, wir könnten Sympathien verlieren oder einfach deshalb, weil wir meinen, uns würden nicht die richtigen Worte einfallen!

Oder unser Handeln: Leider zu oft streichen wir auch mit unserem Verhalten das durch, was Jesus gesagt hat, statt es mit dem, was wir tun zu unterstreichen! Ich denke da zum Beispiel an die Schwester im Herrn, die ihre Zunge einfach nicht im Griff hat, über andere statt mit ihnen redet und so Beziehungen in der Gemeinde belastet und ‚Kirchenfernere‘ den Eindruck haben: „Wenn die (Christen) so sind, will ich lieber nicht dazu gehören!“ Oder der Bruder, der es in Geldangelegenheiten mit der Wahrheit nicht ganz so genau nimmt und seine Tipps und Tricks bei der Steuererklärung auch noch gerne an andere weitergibt.

Aber es gibt – Gott sei Dank – auch die andere Seite: gute lebendige Bibelübersetzungen!

Christen, die sprachfähig sind oder es neu einüben, über ihren Glauben in verständlichen Worten zu reden. Ja, sie haben richtig gelesen, man und frau kann es lernen, sprachfähig in Sachen Glauben zu werden, die Frage ist, ob wir es lernen wollen!

¹ Hans-Joachim Eckstein, *Du liebst mich, also bin ich*, Hänssler-Verlag, S. 70

Wie wir die Bibel ins Leben hinein übersetzen müssen, so dass die frohe Botschaft auch wirklich ankommt, ist je nach Gegenüber, Persönlichkeit, Alter und Lebenssituation sehr unterschiedlich.



Hans Veit zeigt in seinem Artikel am Beispiel der Konfirmandenarbeit, wie es gelingen kann, mit Jugendlichen über den Glauben zu reden, und Werner Schmückle stellt in diesem Rundbrief zwei Schulungsmodelle für Gemeinden vor.

Um die ‚Sprachfähigkeit‘ evangelischer Christen geht es auch bei der Handreichung mit dem Titel „Daran glauben wir“, an der die Synode im Moment arbeitet. Angeregt durch Landesbischof Dr. Gerhard Maier und auf Antrag der Landessynode wurde eine erste Vorlage erstellt, in der „in allgemein verständlicher Weise die Inhalte evangelischen Glaubens dargestellt werden“. Der erste Entwurf wurde von drei Mitgliedern des Theologischen Ausschusses in Zusammenarbeit mit Kirchenrat Markus Lautenschlager weiterbearbeitet

und auf der Frühjahrssynode vorgestellt. Der „vorläufige Text“, so Dekan Ulrich Mack, soll einen „syodalen Prozess‘ in Gang bringen“, in dem „Meinungen, Vorschläge, Korrekturen und Ergänzungen“ gesammelt werden. Die Synodalvorlage finden Sie als PDF- Datei zum Herunterladen im internet unter <http://www.elk-wue.de/cms/glaubeundleben/glaubenbekennen/handreichungzumevangeli-schenglauben>.

Ein kleiner Kreis aus dem Vorstand der Evangelischen Sammlung hat die Aufforderung angenommen und einen eigenen Gesprächsbeitrag erarbeitet. Sie finden ihn ebenfalls in diesem Heft. Wir freuen uns über Rückmeldungen und sind gespannt auf Ihre Anregungen und Ideen.

Nun bleibt mir noch, Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, einen guten Sommer, hoffentlich schöne und erholsame Ferien zu wünschen und Sie mit 1. Petrus 3,15b.16a zu ermutigen, an Ihrem Platz den Menschen, die Ihnen begegnen, eine gute, lebendige Bibelübersetzung und glaubwürdige Zeuginnen und Zeugen zu sein.

„Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist, und das mit Sanftmut und Gotteshurcht.“

Seien Sie herzlich begrüßt und Gott befohlen,

Elke Mailhofer

Vom Glauben reden

In der Kundgebung der Leipziger EKD-Synode 1999 zum missionarischen Auftrag der Kirche wurde festgestellt:

„Wir freuen uns über alle ermutigenden Erfahrungen mit der Weitergabe des Glaubens. Aber vielen fällt es schwer, verständlich und überzeugend von ihrem Glauben zu reden. Das ruft Gefühle der Sprachlosigkeit, ja der Peinlichkeit hervor. Die Ursache ist insbesondere bei einer mangelnden Bildung im Glauben zu suchen... Das Problem entsteht aber auch daraus, dass Glaubensfragen als eine höchst persönliche Angelegenheit betrachtet werden und aus dem privaten und öffentlichen Gespräch weithin verdrängt worden sind. Den Satz, dass Religion Privatsache sei, haben viele so sehr verinnerlicht, dass der Glaube zur „Intimsphäre“ geworden ist. Über den Glauben schweigen wir verschämt. Das darf nicht so bleiben... Eine neue Sprachlehre des Glaubens ist nötig.“]

Gibt es angesichts dieser auch in unseren Gemeinden anzutreffenden Sprachlosigkeit des Glaubens Möglichkeiten, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und Gemeindeglieder zu größerer Sprachfähigkeit im Blick auf den Glauben zu helfen? Auf zwei Kursangebote möchte ich hinweisen:

Der Göttinger Landessuperintendent Dr. Burghard Krause hat in seinen Praxisimpulsen für eine verheißungsorientierte Gemeindeentwicklung mit dem Titel „Auszug aus dem Schneckenhaus“ einen Workshop zum Thema „Vom Mündigwerden der Christen – und wie unser Glaube zur Sprache findet“ veröffentlicht.

Burghard Krause:

Auszug aus dem Schneckenhaus. Praxis – Impulse für eine verheißungsorientierte Gemeindeentwicklung, Aussaat – Verlag, Neukirchen – Vluyn 1996

Der Workshop kann als Wochenendseminar oder in Form von aufeinanderfolgenden Kursabenden durchgeführt werden. Vortrag und verschiedene Gesprächselemente wechseln sich im Verlauf des Kurses ab.

Eine erste Einheit klärt die Gründe für die Sprachlosigkeit der Christen im Blick auf ihren Glauben. Im nächsten Schritt werden Grundregeln der Kommunikation und die Sehnsucht des Menschen nach Verstandenwerden bedacht. Zum Gespräch über den Glauben gehört die Fähigkeit, Lebensthemen und Schlüsselthemen des Glaubens aufeinander zu beziehen.

Verschiedene Übungen helfen zu einer ersten Wahrnehmung dieser Beziehung. Grundregeln zum persönlichen Gespräch über den Glauben und die Wahrnehmung der Glaubenserfahrung als ein im Licht des Evangeliums gedeutetes Erleben führen die Kursteilnehmer weiter.

Ganz praktisch ist das Kapitel über den Umgang mit Schlagworten angelegt. Mit Schlagworten wie „Meinen Herrgott finde ich auch in der Natur“ kann nur angemessen umgegangen werden, wenn das leitende Interesse des „Gesprächspartners“, sein lebensgeschichtlicher Hintergrund und sein Vorverständnis wahrgenommen und im Gespräch aufgenommen werden. Der Umgang mit Schlagworten in Gesprächssituationen wird eingeübt. Auf der Grundlage des Gesprächs zwischen Philippus und dem Kämmerer in Apostelge-

schichte 8 werden Stationen eines Glaubensgesprächs entdeckt und bedacht: Auf kleine Winke Gottes achten – Sich der Leitung durch Gottes Geist anvertrauen – Persönliche Nähe wagen – Hörend die Situation wahrnehmen – Warten, bis sich Türen öffnen – An Fragen anknüpfen – Erzählen, nicht diskutieren – Den anderen wieder freigeben.



Ein weiterer Kurs stammt von Klaus-Jürgen Diehl, dem Leiter des Amtes für missionarische Dienste in Westfalen. Unter dem Motto „Vom Glauben leise reden“ möchte er eine kleine Sprachschule für die Gemeinde sein. Das preiswerte und ansprechend gestaltete Kursheft dient als Arbeitsvorlage für die Kursteilnehmer.

*Klaus Jürgen Diehl:
Vom Glauben leise reden.
Kleine Sprachschule.
Ein Kurs für die Gemeinde,
Brunnen – Verlag, 2. Aufl., Gießen 2002*

Der Kurs gliedert sich in sieben Einheiten: (1) Warum Christen so oft stumm bleiben – (2) Die Spuren Gottes im eigenen Leben entdecken – (3) Von Lebensträumen und Hoffnungsbildern – (4) Lebenserfahrungen an der Grenze – (5) Glauben trotz ungelöster Fragen und Zweifel – (6) Dem eigenen Glauben eine Sprache geben – (7) Gespräche bei Gelegenheit. Lebens- und Glaubenserfahrungen und biblische Texte werden im Verlauf einer jeden Kurseinheit aufeinander bezogen. Auch in diesem Kurs bilden Information durch Texte und Bilder, Aufgaben zur Eigenarbeit und Anregungen für das Gruppengespräch eine gelungene Einheit. Gemeinden, die sich nicht ins eigene Schneckenhaus zurückziehen, sondern sich auf den Weg zu den Menschen machen wollen, sollten auf solche Angebote, sich im Reden über den Glauben einzüben, auf keinen Fall verzichten. Hilfreiche Materialien zur Schulung sind vorhanden, sie sollten genutzt werden.

*Hinweis:
Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Amtes für missionarische Dienste der Württembergischen Landeskirche sind gerne bereit, Gemeinden bei der Durchführung der Kurse zu unterstützen. Nehmen Sie Kontakt auf!
Amt für missionarische Dienste,
Postfach 10 13 52, 70012 Stuttgart
Tel. 0711 – 2068 – 266;
Fax: 0711 – 2068 – 345;
E-Mail: werner.schmueckle@elk-wue.de*

Mit Jugendlichen über den Glauben reden



Ich nehme das mir gestellte Thema ernst: Es geht in diesem Artikel nicht um missionarische Verkündigung oder jugendevangelistische Angebote, sondern um die Frage, wie wir mit Jugendlichen über den christlichen Glauben ins Gespräch kommen.

Sich auf Lebenswelten Jugendlicher einlassen

Wenn ich die württembergische geistliche Landschaft beobachte, entdecke ich viele ansprechende und von Jugendlichen gern angenommene Angebote wie Jugendgottesdienste, „Jugendgemeinden“ und mis-

sionarische Angebote in Veranstaltungsform – doch oft werden sie von den Jugendlichen besucht, die bereits positive Grundentscheidungen in Fragen des Glaubens getroffen haben. Dies ist überhaupt keine Wertung – dies drückt ja nur aus, was Kirche im Wesen ist: Ekklesia – die Versammlung der Gläubigen. Natürlich gibt es da faszinierende Ausnahmen – z.B. bezirkswerte Jugendgottesdienste, die vor allen von Konfirmanden besucht werden. Und Gottesdienste, die von Jugendlichen für Jugendliche gestaltet werden.



Doch kommen wir mit diesen Veranstaltungsformen mit Jugendlichen ins Gespräch? Oder wird hier die gute Botschaft „nur“ proklamiert (was ja auch eine wichtige Form der Verkündigung ist)?

Das andere kenne ich auch: In vielen Kirchengemeinden und Kirchenbezirken scheint es kaum Formen zu geben, in denen Jugendliche auf den Glauben angesprochen werden. Und: Oft werden die uns gegebenen volkikirchlichen Begegnungsräume wenig genutzt.

Es gehört zu meinen schwierigen Erfahrungen in der Gemeindearbeit, dass ich oft niemanden fand, der zu Einzelgesprächen mit den Jugendlichen bereit war. Oder: Ich fand manchmal Christen,

die den Jugendlichen etwas mitteilen wollten, aber die unfähig zum Gespräch waren. Wer mit Jugendlichen über Glaube reden möchte, muss sich ihnen aussetzen. Sie und er muss von seiner Hoffnung so Rechenschaft geben können, dass es Jugendliche verstehen.

Leitbild für Gespräche über den Glauben ist für mich das Gespräch von Philippus mit dem Finanzminister in Apostelgeschichte 8. Philippus lässt sich von Gott den Menschen zeigen, mit dem er ins Gespräch kommen soll (Morgengebet: „Herr, zeig du mir den Menschen, den du heute mir in den Weg stellst“). Mit wachen Augen wartet er in der „einsamen“ Gegend auf das, was kommen wird („Wo begegne ich Jugendlichen in der Vereinzelung?“). Sein Einstieg ist klassisch: „Verstehst du,



was du da liest?“ („... was du da tust?“). Und das Wesentliche: Er steigt zu seinem Gesprächspartner in die Kutsche – und nicht umgekehrt (sich auf Lebenswelten Jugendlicher einlassen). Er geht auf die Fragen seines Gegenübers ein („Nicht meine Themen verhandeln“) und klärt sie so faszinierend, dass der Finanzminister am Ende fragt: „Was hindert es eigentlich, dass ich mein Leben bei Gott festmache?“ (Räume fürs „Festmachen“ anbieten).

Wie könnte das konkret aussehen? Nach wie vor finde ich es faszinierend, wie ein älterer Christ es sich zur Aufgabe gemacht hat, an der Bushaltestelle und auf dem Fußballplatz „rumzuhängen“ und interessiert mit Jugendlichen ins Gespräch kommt. Automatisch kam er mit der Zeit auf den Glauben zu sprechen – spätestens bei der Frage: „Warum interessierst du dich für mich?“.

Gemeinde als Lernort – die Konfirmandenarbeit

Nun ist es nicht jedermann (jederfrau) Art und Gabe, Jugendliche in der S-Bahn oder auf der Bank beim Spielplatz anzusprechen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Als Volkskirche haben wir zum Glück viele geschützte und offene Räume, die für Gespräche über den Glauben sehr geeignet sind. Am Beispiel der Konfirmandenarbeit möchte ich dies entfalten. Denn nach meiner Sicht haben wir während der Konfirmandenzeit eine Fülle von Gelegenheiten und Anknüpfungspunkten für ein Gespräch über den Glauben.

Lernort der Konfirmandenarbeit ist die Gemeinde, und „die Konfirmandenarbeit wird von der gesamten Gemeinde gestaltet“ – so definiert es die Rahmenordnung für die Konfirmandenarbeit in Württemberg. „Die Bilder von Christsein und Gemeinde, die während der Konfirmandenzeit entstehen, sind prägend.“ Daran „machen sie unter anderem fest, ob der christliche Glaube für sie bedeutsam wird“. Das heißt doch: Gelernt wird in der Gemeinschaft der Gläubigen; Lernort ist der Leib Christi mit seiner vielgestaltigen Wirklichkeit. Medium des Lernens sind vor allem Personen – das ist auch logisch! Denn Glaube wird meist personal vermittelt, hat immer mit der Inkarnation des Wortes zu tun. Deshalb ist die Mitwirkung vieler Gemeindeglieder geradezu notwendig. Das Gespräch über den Glauben ist ausdrücklich erwünscht! Wir müssen auch nicht mühsam nach Anknüpfungspunkten zu suchen – die liegen sozusagen auf der Hand.



Die Gefahr ist, dass wir Jugendliche als „Objekt unserer Interessen“ ansehen. Doch Jugendliche haben eine sensible Antenne, wenn es darum geht, sie zu verzwecken. Wer ein Herz für Jugendliche hat, wer sich für sie interessiert und sie gern hat, der wird auch offene Türen fürs Gespräch finden. Der gute Hirte kommt durch die Tür und steigt nicht über den Zaun (Joh 15).

Es fängt im Kleinen an – beim Wesentlichen. Ob ich die Jugendlichen (und ihre Eltern!) vor dem Gottesdienst persönlich begrüße, ihre Unruhe und Unsicherheit im Gottesdienst geradezu verstehe und nachher sie anspreche, sie versuche kennen zu lernen (und nicht ihnen zuerst sage, was mich an ihnen stört)... Das ist auch schon

„Evangelium“, dass sich Christen zweckfrei für sie interessieren.

Ein Raum, mit den Jugendlichen ins Gespräch zu kommen, ist der Konfirmandenunterricht. Viele Themen (Gebet, Bibellese, Spiritualität, Christsein im Alltag ...) sind geeignet, im Gespräch entfaltet zu werden.

In kleinen Gesprächsgruppen kann man auf Fragen eingehen – und auch die Meinung der Jugendlichen zu erfahren. Oft scheitern diese Gespräche daran, dass sich zu



wenig Gemeindeglieder bereit finden, den Konfirmanden ein offenes Herz und offene Ohren zu schenken. Viele haben Angst, sich auf ein Gespräch einzulassen (theologische Kompetenz, Altersunterschied, Sprachfähigkeit werden u.a. genannt – meines Erachtens stehen uns da falsche Bilder im Weg). Manchmal scheitern diese Möglichkeit auch an der Grundhaltung der Pfarrerrinnen und Pfarrer, die den Unterricht als ihre Sache verstehen und nicht für die Gemeinde öffnen.

"Lernort" Gemeinde meint auch, in Gemeindepraktika das Gemeindeleben in

seiner Vielseitigkeit praktisch zu erleben. Die Jugendlichen arbeiten in einem überschaubaren Zeitraum in Kindergottesdienst, Jugendarbeit, Gemeindediakonie ... mit. Besonders die Gespräche mit den Ehrenamtlichen sind hier wichtig – und gute Anknüpfungspunkte für ein Gespräch über den Glauben.

Bewährt haben sich auch unterschiedliche Modelle, die Jugendlichen einzeln (in einer Art Patenschaft) oder in kleinen Gruppen zu begleiten. Man trifft sich einmal im Monat zum Gespräch oder unternimmt etwas zusammen. Die Jugendlichen erfahren, dass sie als Einzelne wertgeschätzt sind. Gespräche über den Glauben ergeben sich automatisch.

Ein toller Anknüpfungspunkt sind Konfirmandenfreizeiten. Hier sind Gemeindeglieder ebenso als Wegbegleiter gefragt. Im Zusammenleben auf Zeit können auch Rituale des Christsein (Bibellesen, Stille Zeit, Tischgebet ...) miteinander eingeübt werden – und sind natürlich Anlass für viele Gespräche (vor allem nachts).

Natürlich macht es Sinn, in die Konfirmandenarbeit besonders Mitarbeitende aus der Jugendarbeit mit einzubeziehen. Sie haben durch ihr Alter eine natürliche Nähe und können gute Brückenbauer in die Gemeindegliederarbeit sein.

Allein schon diese Praxisbeispiele zeigen die Vielfalt der Möglichkeiten, sich in der Konfirmandenarbeit einzubringen und mit den Jugendlichen ins Gespräch zu kommen. Da immer noch der allergrößte Teil der (evangelischen) Jugendlichen dieses Angebot nützen, ist es für mich auch die

„effektivste“ Möglichkeit. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Konfirmandenzeit und das Jugendalter viele Anknüpfungspunkte für unser Anliegen bietet. Auf der Suche nach Identität und auf dem Wegabschnitt des Glaubens stellen sich viele Fragen automatisch.

Andere Möglichkeiten

Natürlich gibt es viele andere Möglichkeiten, mit Jugendlichen ins Gespräch zu kommen. Mit Glaubenskursen und vor allem auf Freizeiten habe ich da viele gute Erfahrungen gemacht. Doch ernsthaft frage ich mich: „Warum denn in die Ferne schweifen“, wenn die volksskirchlichen Möglichkeiten solche Chancen bergen?

Wichtig ist mir, dass wir ganz im Sinne der zitierten Begegnung in Apostelgeschichte 8 ein Gespräch führen. Ein Gespräch ist kein Monolog. Beim Gespräch sitzen sich zwei gleichwertige Partner oder Partnerinnen gegenüber. Aufgrund persönlicher Erfahrung betone ich: Es kann nicht sein, dass wir Jugendliche „überfahren“ – wir sollen in ihrer Kutsche „mitfahren“. Es kann nicht sein, dass wir in Floskeln reden – im Gespräch lernen wir, unseren Glauben zu formulieren. Es kann nicht sein, dass wir ihre Fragen und Zweifel mit schnellen Antworten zudecken – sie sollen erfahren, dass sie verstanden werden und, dass manches auch für uns offen und ungeklärt ist. Es kann aber auch nicht sein, dass wir unsere eigene Meinung verstecken – wir sollen fröhliche Zeugen der Hoffnung sein.

Daran glauben wir

Eine Handreichung

Entsprechend der Bitte unseres Landesbischofs Dr. Gerhard Maier hat der Theologische Ausschuss der Landessynode in die Frühjahrstagung der Synode einen Entwurf zu einer Handreichung „Daran glauben wir“ eingebracht. Er ist auf der Internetseite der Landeskirche veröffentlicht. Der Vorsitzende des Theologischen Ausschusses, Dekan Ulrich Mack, hat in seiner Einbringungsrede deutlich gemacht, dass damit ein synodaler Prozess eröffnet werden soll, der mit einer Beschlussfassung in der Herbstsynode zum Ziel kommen soll. Bis September sammelt der Oberkirchenrat dazu Meinungen, Vorschläge, Korrekturen und Ergänzungen.

Der Landesvorstand der Evangelischen Sammlung hat beschlossen, sich an diesem Prozess zu beteiligen. Er hat Renate Klingler, Elke Maihöfer und Werner Schmückle beauftragt, einen veränderten Entwurf zu erarbeiten. Dieser Entwurf wurde in der Landesvorstandssitzung am 12. Mai ein erstes Mal beraten. Wir legen Ihnen, den Lesern des Rundbriefs, unseren Vorschlag in seiner augenblicklichen Fassung vor und bitten Sie um Rückmeldung und Stellungnahme. Das Ziel unseres Vorschlags ist, Menschen, die wenig Ahnung von unserem Glauben haben, eine Handreichung zu bieten, die ihnen in elementarer Sprache erklärt, was die entscheidenden Inhalte des evangelischen Glaubens sind.

Unser Vorschlag:

Was trägt?

Die Grundlage unseres Glaubens ist das Evangelium von Jesus Christus

Die Quelle unseres Glaubens ist die Bibel. In ihr hören wir Gottes Stimme. Sie erzählt Gottes Geschichte mit der Welt und mit uns Menschen: Gott hat die Welt und den Menschen geschaffen. Gott hat eine besondere Geschichte mit seinem Volk Israel. Gott hat seinen Sohn Jesus Christus in die Welt gesandt zu unserer Erlösung. Gott geht einen Weg mit seiner Kirche bis ans Ende der Zeit, bis Himmel und Erde durch ihn neu geschaffen werden.

Gott, der Vater – Schöpfer allen Lebens

Wir glauben, dass Gott die Welt geschaffen hat und dass er bis heute seine Schöpfung bewahrt und erhält. Auch wir Menschen sind Gottes Geschöpfe. Kein Mensch ist ein Produkt des Zufalls, jeder und jede ist von Gott gewollt und geliebt und als Original geschaffen.

Gott nennt den Menschen sein Ebenbild. Er hat ihn zu seinem Gesprächspartner gemacht und ihm damit eine besondere Würde verliehen.

Wir können Gottes Wort hören
und ihm antworten im Gebet und mit
unserem Leben.

Gott hat uns Menschen als Mann und Frau
füreinander geschaffen,
als gegenseitige Ergänzung und Bereiche-
rung.

In der kirchlichen Trauung wird das ge-
meinsame Leben von Mann und Frau
in der Ehe von Gott gesegnet.
Kinder sind ein Geschenk Gottes.
Mit ihnen beteiligt Gott die Eltern an
seinem Schöpfungshandeln.

Gott hat seine Schöpfung am Anfang sehr
gut gemacht.
Aber wir erleben in dieser Welt Leid,
Angst, Gewalt und Krieg.

Viele Menschen fragen:
Warum lässt Gott das zu ?
Auch für Christen ist das eine bedrängen-
de Frage.
Wir haben darauf keine einfache Antwort.

Wir fragen auch:
Warum tun Menschen einander so viel
Böses an?
Warum leben Menschen nicht so,
wie Gott es sich gedacht hat?
Die Antwort der Bibel lautet: Die Men-
schen haben sich von Gott getrennt.
Das nennt die Bibel Sünde.

Gott, der Sohn – Jesus Christus, unser Erlöser

Das Leid der Menschen und ihre Entfrem-
dung von seiner Liebe
haben Gott nie unberührt gelassen.
In Jesus Christus wird Gott Mensch und
kommt uns Menschen ganz nahe.

Als Kind der Maria kommt er in Bethlehem
zur Welt.
Das feiern wir an Weihnachten.

Jesus lebte Gottes Liebe zu den Menschen:
Seine Worte und Taten sind Zeichen der
liebenden Zuwendung Gottes zu allen:
Er segnet die Kinder,
er wendet sich Armen, Ausgestoßenen
und Verachteten zu,
er vergibt Schuld, er macht Kranke gesund
und Tote wieder lebendig.
In allem zeigt er, dass es so in Gottes
Reich sein soll und sein wird.

Er verkündigt Gottes Willen
und lädt Menschen ein, ihm zu vertrauen
und ihm zu folgen
Er löste Begeisterung aus, hat aber auch
Ärger und Anstoß erregt.
Unter dem römischen Statthalter Pontius
Pilatus wurde Jesus
zum Tode verurteilt, gefoltert und ge-
kreuzigt.
Er starb als Unschuldiger.
Unsere Schuld hat er auf sich genommen.
Er starb an unserer Stelle.
Er hat sein Leben für uns hingegeben,
um uns mit Gott zu versöhnen.
Daran denken wir an Karfreitag.
Jesus wurde begraben.
Aber nach drei Tagen hat ihn Gott vom
Tod auferweckt .
Das feiern wir an Ostern.
Er lebt für immer in Gottes Herrlichkeit
und ist uns doch ganz nahe.
Er ist uns vorangegangen zum ewigen
Leben.
Aus Liebe zu uns ist er Mensch geworden,
damit wir werden, was er ist,
Gottes Kind !

3. Gott, der Heilige Geist – Gottes Gegenwart heute

Wenn Menschen glauben, heißt das:
Sie wollen ihr Leben im Vertrauen auf
Jesus Christus gestalten.
Dieses Wunder des Glaubens bewirkt der
Heilige Geist.

An Pfingsten feiern wir, dass Gott uns
Menschen seinen Heiligen Geist schenkt.
Gottes Geist verbindet uns mit Christus
und untereinander.

Gottes Geist lehrt uns beten.

Gottes Geist macht uns gewiss, dass wir
Gottes Kinder sind.

Gottes Geist schenkt die Gaben,
die die Gemeinde zur Erfüllung ihrer Auf-
gaben in unserer Zeit braucht.

Die Kirche – Gemeinschaft der Glaubenden

Die Kirche ist die Gemeinschaft derer, die
an Jesus Christus glauben.

Um die Gemeinschaft mit Christus und un-
tereinander zu erleben,
versammeln wir uns zum Gottesdienst.

Hier redet Gott mit uns.

Gemeinsam hören wir das Evangelium.

Wir antworten ihm durch unser Singen
und Beten.

Das „Vaterunser“ ist das Gebet, das Jesus
selbst uns gegeben hat.

In diesem Gebet sind all unsere Anliegen
kurz zusammengefasst

Mit diesem Gebet wenden wir uns vertrau-
ensvoll wie Kinder
an unseren Vater im Himmel.

Wir freuen uns über die Gemeinschaft,
die Gott uns in unserer Kirche schenkt.

Wir freuen uns an der Vielfalt,

wir leiden an der Zersplitterung
und glauben die Einheit der Kirche in
Christus.

Taufe und Abendmahl – Wort-Zeichen des Glaubens

Taufe und Abendmahl sind Sakramente,
sichtbare und spürbare Zeichen der Liebe
unseres Gottes.

In der Taufe auf den Namen des Vaters
und des Sohnes und des Heiligen Geistes
erklärt Gott den Getauften zu seinem Kind
und gibt ihm teil an der Erlösung durch
Jesu Tod und Auferstehung.

Er wird in die Kirche aufgenommen.

Entscheidend in der Taufe ist Gottes „Ja“
zum Täufling

und dann erst die menschliche Antwort.
Deshalb taufen wir in unserer Kirche auch
kleine Kinder.

Zur Taufe gehört der Glaube.

Bei der Kindertaufe versprechen Eltern
und Paten im Vertrauen auf Gott,
dass sie den Täufling auf dem Weg zum
eigenen Glauben helfend begleiten.

Getaufte Kinder haben ein Recht, vom
christlichen Glauben zu erfahren.

Deshalb gibt es den Religions- und Kon-
firmandenunterricht und die christliche
Jugendarbeit.

Bei ihrer Konfirmation bestätigen die Ju-
gendlichen ihre Taufe.

Sie bekennen ihren Glauben und ihren
Willen, als Christ zu leben und bekommen
den Segen Gottes persönlich zugesprochen.
Zum Heiligen Abendmahl lädt uns Jesus
selber ein.

Wir empfangen Brot und Wein.

In diesen Gaben des Abendmahls ist Jesus
selber bei uns.

Er schenkt uns seinen Leib und sein Blut. So bekommen wir Anteil an der Kraft seines Todes und seiner Auferstehung. So feiern wir die Gemeinschaft mit Christus. Er schenkt uns die Vergebung der Sünden, Frieden mit Gott und Gemeinschaft untereinander.

6. Die Gebote – mit Gott leben

Gott hat uns Menschen Verantwortung für seine Schöpfung übertragen. Zum Schutz allen Lebens hat er die zehn Gebote gegeben.

Sie zeigen uns, wie ein Leben mit Gott aussieht:

Sie schützen den Namen Gottes und das Recht der Schwachen.

Sie schützen das gemeinsame Leben von Mann und Frau

und das Miteinander der Generationen.

Sie schützen das Leben, die Würde und den Besitz des Anderen.

Jesus hat die zehn Gebote zusammengefasst in dem Gebot der von Herzen kommenden Liebe zu Gott, der Liebe zu uns selbst und zu unseren Mitmenschen.

Selbst unsere Feinde sollen wir lieben.

Wir glauben, dass Gott, der Schöpfer, jeden Menschen als seinen Mitarbeiter beauftragt hat, seine Schöpfung zu bewahren.

Unser Glaube an den Schöpfer schließt die Hoffnung ein, dass er die Erhaltung der Erde nicht allein uns Menschen überlässt, dass er für diese Welt Sorge trägt und sie erneuern wird.

7. Der neue Himmel und die neue Erde – Gott wird die ganze Welt vollenden

Wir leben in einer Welt, die von Leiden, Schuld, Gewalt und Tod gezeichnet ist. Aber wir glauben, dass Gott diese Welt am Ende von allem Leid, von Angst und Tränen befreien wird. Mit der Auferstehung Jesu hat Gott uns gezeigt, dass der Tod nicht das letzte Wort über uns Menschen hat. Ostern ist der Ausblick auf das neue Leben jenseits des Todes.

Wir glauben an das ewige Leben.

Wenn Jesus wiederkommt, wird Gott alle Toten auferwecken.

Dann wird unser Leben noch einmal zur Sprache kommen vor ihm.

Dann werden alle Menschen zur Verantwortung gezogen.

Dann wird Gott Recht von Unrecht unterscheiden und seinen Friedensplan vollenden.

Heute schon legen wir die Verstorbenen bei der Bestattung in Gottes Hand.

Wir bitten, dass er ihnen gnädig sei und ihnen für immer Geborgenheit in seiner Liebe schenkt.

Wir vertrauen darauf,

dass uns nichts aus Gottes Vaterhänden reißen kann.


Das ist die Hoffnung, die unseren Glauben prägt.

Die jeweils aktuelle Fassung unseres Vorschlags finden Sie auf der Internetseite der Evangelischen Sammlung

Johannes Schöne

Danke und Adieu oder

Am Goldfischteich



Am der Krone des Apfelbaumes, der seine Äste über das Goldfischbecken breitet, fällt dann und wann eine frühreife Frucht, kaum größer als eine Daumenkuppe, und taucht mit kindlichem Schluckton unter und auf. Winzige Wellen lassen das Teelicht schaukeln, dessen Flämmchen den Rand des Beckens erhellt. Schon glättet sich der dunkle Spiegel wie-

der und wartet auf den nächsten Fall. Ich sitze am Gartentisch und schaue dem Flämmchen zu und habe Angst, dass es erlischt. – Warum auch nicht? Soll es verlöschen! Einmal muss es doch sein.

Warum bin ich wieder der letzte? Warum gehe ich nicht, wie sie auch gingen, eines noch dem anderen: die Kinder schon am späten Nachmittag – noch sitzen sie in überfüllten Sonntagsrückfahrzügen; die Gäste machten sich vor einer Stunde auf den Weg, Der Abschied von Kindern und Gästen war heiter und kurz, war zuversichtlich, auf Wiederkehr gerichtet. Vor einer Viertelstunde sagte Marile mir

Gutenacht. Was hält mich auch an meinem Platz? Geblieben bin nur ich. Nein, geblieben ist auch der Garten um mich

her: die Baumkrone über mir, der Lampion am tiefen Zweig, der Goldfischteich, Rittersporn und Malven. Sie alle haben einen engen Kreis um mich geschlossen und lassen mich nicht los.

Ich bin müde. Auf Wiedersehen, Garten. und gute Nacht!

Wie dürrtig das klingt! Schweigend warten Malven und Rittersport, abgründig spiegelt der Teich.

Was unter Menschen zum Abschied billig ist, sollte das für die stummen Geschöpfe im mich her nicht mehr als genug sein: Aufwiedersehen und Gutenacht? Oder waren Aufwiedersehen am Gartenteich und Gutenacht hier am Tisch auch für Kinder, Freunde und Frau zu billig? Bin ich nicht auch ihnen schuldig geblieben? Nur – sie konnten nicht warten vorn am Tor: Der Zug musste erreicht werden, die Straßenbahn! Und die da mit kurzem Gruß schieden, wussten wohl selbst nicht

mehr als gewohntes, hundertmal gesagtes Aufwiedersehen und Gutenacht. Der Garten aber bleibt und schweigt und wartet, wie man im Märchen wartet auf das Zauberwort, das den Bann löst und die Kröte in einen Königssohn verwandelt und eine Nacht in tausendmal sieben Tage. Aber hier ist kein Märchen. Ein Garten ist hier, sonst nichts.

Ein Garten, sonst nichts? – Gibt es diesen Garten unter allen Gärten der Erde noch einmal? Nirgendwo und niemals wieder! Ja, wäre er nur die Summe von Baum und Teich, Rittersporn und Malven, Teelicht auf dem Wasser und rotem Lampion im Geäst: ich wäre längst bei Marile im Haus und trocknete ihr die Weingläser ab. Nein, der Garten ist unser Garten, und zwischen Lampion, Rittersporn, Teich und kleiner Birke sind sie alle, die ich liebe, um die ich bange und die es nur einmal gibt auf dieser Erde: Marile, die Kinder und die Freunde.

Weiß ich auch kein bündiges Zauberwort, das mich löst und ohne Traurigkeit gehen lässt, so will ich dir doch sagen, Garten, wie ich dich liebe, dich und alle, die zu dir gehören. Meine Liebe will ich dir sagen und meine Angst. Dann lass mich los! Dann steht nicht länger so düster um mich her, Malven, Rittersporn und Baum, nicht so trostlos schweigend, wie man um einen Toten steht.

Nun ist das Licht im Haus erloschen, Marile zu Bett gegangen. Drei Lichte leuchten mir noch: der Lampion, das Teelicht über dem Wasser, die Kerze auf meinem Tisch. Keines der Lichte werde ich mutwillig löschen.

Den roten Lampion hängte Joachim in die Zweige, und die Mohrin streifte die Sandalen von den Füßen, um das brennende



Teelicht in die Mitte des Tisches zu setzen. Die Kerze auf dem Tisch aber zündete Marile mir an, bevor sie ins Haus ging. – So leuchtet noch eine Weile, Kerze, Teelicht und Lampion. Blauer Rittersporn, blühe, wie es dir gefällt, dunkel oder hell, aber blühe morgen noch; und ihr, Malven, öffnet eure prallen

Knospen. und du, hellblättrige Kresse über dem Teichrand, necke mit deiner Röte das schläfrige Wasser, necke, solange du kannst! – Du aber, kleine Birke, gib nicht auf! Warum hängen deine Zweige so traurig? Fürchte nicht den Winter, der kommt! Oder spürst du die kürzeren Tage schon, kaum dass deine Blätter sich entfalten? Wachse nur, kleine Birke, wurzle fest, der Wühlmaus zum Trotz, wurzle für viele Sommer!

Viele Sommer? – Bin ich des nächsten in unserm Garten gewiss? Immer näher, von Jahr zu Jahr lauter fordernd, schlagen Wogen des Schalls von Straßen und Geleisen über dem Garten zusammen. Wohl gehorcht die Brandung des Lärms dem Gesetz menschlicher Gezeiten: steigt sie in der Frühe mit Motorengeheul und Schienengekreisch, so ebbt sie in der achten Stunde zu gleichmäßigem Dröhnen ab, um am Nachmittag nochmals laut, lauter zu brüllen, bis der Abend sie zur Ruhe

bringt und sie des Nachts nur dann und wann Laut gibt, wie ein erregtes Tier im Halbschlaf tut. Ein später Lastzug rumpelt hinter den Quittenbüschen vorbei, eine Lokomotive pfeift von der anderen Seite her, wo ein Signallicht über dem Bahndamm glimmt.

Ach, mein Lampion ist erloschen, mein roter Lampion. Er leuchtete so wachsam gegen den drohenden Hals des Greifers, der auf der Baustelle hinter dem Zaun lauert. Jetzt schläft das Erde malmende Eisentier, das Riesenmaul träge auf den Boden gestützt. Wann wird der Morgen kommen, da es auf seinen Raupenkettchen über unsern Zaun sich wälzt und die stählernen Zähne in den Gurten schlägt und rodet, reißt und frisst, was Mariles Hände pflanzten? – Wann ist der Tag? Er wird, er muss ja kommen: Menschen warten auf Wohnung, auf Häuserblocks, Menschen, die nie das Glück eines eigenen Gartens genossen, die allein den Tag preisen werden, an dem sie für das Kind ein Bett, für die Großmutter einen Schrank aufstellen dürfen. Ja, der Tag des Greifers soll kommen, die Vernunft geht ihm entgegen und öffnet ihm den Zaun um der Menschen willen. Um den Garten aber ist es mir leid. – Werde ich, wenn der Tag anbricht, mich lösen können? Was werde ich dann sagen? Auf Wiedersehen, Garten, und gute Nacht? – Finde ich mich nicht aus den guten Stunden dieses Abends, bleibt mir das lösende Wort heute versagt, wie will ich an jenem Tage bestehen?

Das Licht auf dem Wasser flackert. Ein kühler Wind wiegt Rittersporn und Malven hin und her, die Lupinen neigen wippend die vergilbten Köpfe. Auch ich will mich neigen, neigen unter dem Hauch der Zu-

neigung und Heiterkeit, der auch durch unseren Garten weht.
 Verzeiht, dass ich klage! Ich will weiter sagen, wie lieb ihr mir seid, Malven, Rittersporn, Teich und Fische, Tisch und Bank. Ob die Bank wohl bleiben wird, wenn kein Garten mehr ist? Was frage ich! Nicht umsonst hat Marile, sobald die erste Amsel das Frühjahr meldete, Tisch und Bank mit weißer Ölfarbe gestrichen, nicht umsonst kippten wir Bank und Tisch allabendlich gegeneinander, damit ein nächtlicher Regenguss ihnen nicht schade. Und wie manches Mal liefen wir leicht Vergesslichen im jähem Gewitter unter das Rauschen des Apfelbaumes und holten Versäumtes nach. Nicht umsonst. Manche Mittagsstunde ruhte Hanna auf der Bank aus, ließ die vom Stehen müden Beine baumeln, die Hände im Schoß ihres Friseurkittels feiern. Mechthild bettete ihre Puppen auf die Bank, eine neben die andere, den Bär und das Äffchen dazu, und machte Visite, denn ihre Puppen waren alle krank.
 Und der Tisch gar, dieser gewöhnliche, unvergleichliche Gartentisch! Wollte einer, der es vermöchte, wie es das Mädchen Erika kann, Skizzen zeichnen, nur handtellergroß, von allem, wozu die große Tafel des Tisches erhalten musste: auch die Unterseite dazugenommen würde nicht reichen.
 Da wurde gegessen und getrunken, Säuglinge wurden gewandelt, Briefe geschrieben, Fotoalben beklebt, Schularbeiten angefertigt, es wurde Mühle gespielt, gezauert, Wäsche gelegt, Bohnen geschnippelt und Bowle geschwappt, kranke Vögel gefüttert, Wasserflöhe und Geld gezählt, Johannisbeeren entstielt und Pflaumen entkernt, Blumensamen sortiert und Pflänz-

chen pikiert und Druckfahnen korrigiert und Puppen frisiert. Bin ich am Ende? Das Teelicht flackert und erlischt. Nur im Innern des Teichrundes schimmert matt die halbgeschlossene Blüte der Wasserrose, wie ein Funke glimmt in einem dunklen Auge.

Und was ist unser Goldfischeich anderes als das Auge des Gartens? Der Himmel spiegelt sich darin, weiße Wolken und gewittrige Nacht, die Krone des Apfelbaums, das Zinnoberrot der Kresse am Rand und ab und zu metallenes Schwirren einer Libelle.

Was aber wäre ein Auge, ein Gesicht, ohne Geschichte? Und an Geschichte – und sei sie noch so kurz bemessen – fehlt es unserem Teiche nicht.

Wer machte den Anfang? Marile, indem sie alte Ziegel und Bruchsteine sammelte? Oder die Jungen mit Spaten und Hacke? Oder die Goldfische, als ihre Mäuler vorwurfsvoll an die Wände des häuslichen Aquariums stießen? - Vier Sommer erst ist es her, da meinten wir, auch das größte Aquarium müsse unsern Fischen zu eng werden. Rieben wir uns selbst an den Wänden schmaler Stuben, warum sollten nicht wenigstens die Fische es besser haben?

Es muss um Johanni gewesen sein, als wir das fertige Becken durch den Gartenschlauch mit Wasser füllten und die Fische in ihr Paradies einführten. Wer könnte ahnen, dass dieses bescheidene nierenförmige Teichlein allem, was im Garten blühte und reifte, flatterte und piepte, schritt und sprach, mit paradiesischer Erquickung aufwarten würde?

In der ersten Frühe nach der Teicheröffnung traf ich Marile am Küchenfenster. Sie schaute einer Schar Amseln zu, die

sich die seichte Stelle des Beckens zur Tränke erwählt hatte; ohne Hast senkten und hoben sie die Schnäbel. Um die Mittagszeit aber, wenn die Hitze unter den Zweigen flimmerte, belebte sich der winzige Vogelstrand aufs neue, und Amsel, Spatz und Kleiber schlugen mit schwirrenden Flügeln das Wasser, um die Leiber zu kühlen und die Milben abzuschütteln, die unter dem Gefieder juckten.

Der Sommer letzten Jahres war regenarm und voller Sonnenglut. Büsche, Stauden und Bäume ließen die Blätter hängen. Kümmerliche Früchte fielen vor der Zeit ins gilbende Gras. Allein die Kresse am Teichrand strotzte und prahlte grün und rot. Was die Kresse sich nahm, wollten wir allen Dürstenden bringen. So ordnete Marile die Stunde des Gießens vor dem Abendbrot an. Mit Badeanzügen oder Shorts bekleidet, schöpften wir Kannen und Eimer im Teiche voll und schleppten das über Tag erwärmte Wasser an die Beete und zwischen die Büsche und begossen alles, was Durst litt. War es dunkel geworden, begannen wir den Teich wieder zu füllen. Es war mir keine Last, bis gegen Mitternacht wach zu bleiben: In den engen Stuben brütete die Hitze des Tages und wehrte dem Schlaf. Dann tappte ich barfuß aus dem Haus, stellte den Zulauf des Wassers ab und planschte, die Füße kühlend, im Teich umher.

An einem Sonnabend muss es gewesen sein. Es ging auf Mitternacht, und vor dem Fenster hing der Mond zwischen reglosen Zweigen. Marile und Christine waren mit mir wach geblieben. Wir räumten den leeren Bowlenbottich und die Gläser vom Tisch. Als Marile mich die Sandalen abstreifen sah, tuschelte sie mit Christine und erklärte mir, sie würden beide selbst



nachsehen, ob der Teich voll sei. So zog ich die Sandalen wieder an, ging aber mit vor das Haus und schaffte die Fahrräder in den Schuppen und war gerade dabei, auf die Staubschicht, die Christines Auto bedeckte, "Guten Morgen" zu schreiben: da hörte ich es hinter der hohen Hecke kichern, plätschern und juchzen. Das also nannten sie nachsehen, ob der Teich voll sei. Eine Weile warf ich aus meiner verdeckten Stellung grüne Pflaumen nach dem Teich hin, bis sie mich riefen. In dem kaum knietiefen Wasser wälzten sie sich genüsslich wie ein Robbenpärchen, und wie Robbenfell glänzten im Mondlicht auch die schwarzen nassen Badeanzüge. Ob ich Angst habe, fragten sie. - Nein, gab ich Bescheid, aber die Fische hätten wohl Angst vor so großen Robben. Ein Schwapp Wasser benetzte mich, die Robben krochen an Land, und ich ließ mich vornüber in den Teich fallen. Spottend standen sie am Beckenrand und verglichen mich mit niederen Gattungen, vom Hering abwärts bis zum Wasserfloh. Als ihre Kenntnis des Tierreichs erschöpft war, erklärten sie, Kaffee kochen zu wollen, sie brächten mir auch ein Badetuch und Hose und Hemd und Sandalen; aber ich möge mich versehen, der große Gold-

fisch habe schon nach mir geäugt. Eine Viertelstunde später saßen wir in trockener Kleidung am Gartentisch, nippeten vom Kaffee und sahen zu, wie der rote Mond sich im Teiche spiegelte. Was wohl Henriette von Bomsdorf hierzu gesagt hätte, fragte Marile und deutete mit dem Löffelchen auf die Wasserfläche. Wer Henriette von Bomsdorf sei, wollte Christine wissen. – Auf Mariles ermunternden Blick erklärte ich, Henriette von Bomsdorf habe von 1680 bis 1717 gelebt, mehr sei auch mir nicht bekannt, nur dies noch: die in zwei Stücke zersprungene Platte ihres Grabsteins hätten wir bei Aufräumungsarbeiten im alten Friedhof unter Mauerschutt gefunden und mit dem Einverständnis des Friedhofsverwalters in den Grund unseres Teiches vemauert; von der Toten selber aber wüssten wir, wie gesagt, nicht mehr als Namen und Daten. Ob denn auf der Platte gar nichts anderes noch gestanden habe, forschte Christine weiter im beharrlichen Fragestil ihrer täglichen Anamnesen. Ja, gab ich zu, es hätten unter Namen und Jahreszahlen einige Zeilen Text gestanden, diese wären aber so flach eingemeißelt gewesen, dass sie die Witterung nicht hätten überdauern können, bis auf ein, zwei Worte, die kaum etwas besagten, nämlich GRATIAS und A D. Aha, also lateinischer Text. – Jawohl. – Christine sah wieder in den Mond. Marile fragte, GRATIA heiße doch Gnade, nicht wahr? Ja, räumte ich ein, aber auch "Anmut" sei keine abwegige, sondern eine geradezu aktuelle Übersetzung, bedenke man nur, welch unvergleichliche Grazie vor einer halben Stunde sich über Henriettes Leichenstein entfaltet habe. Christine hatte begonnen, das Geschirr

zusammenzusetzen. GRATIAS könne auch, sagte sie, einfach "danke" bedeuten, – nichts als danke. Und das sei wohl nicht weniger aktuell. Mein Gott, ja: danke! – Das ist es, nichts als danke. Das Zauberwort, auf das ich wartete. Schon einmal war es hier gesagt. Nun habe ich es wiedergefunden, wie man einen verlorenen Schlüssel findet. Nicht umsonst habe ich hier gesessen, allein, bis weit nach Mitternacht. – Danke.

Damals fragte Marile noch – wir waren schon im Haus –, ob der andere Textrest auf dem Grabstein, ob jenes A D nicht ein verstümmeltes Adieu sein könne? Ich war so klug und doch so dumm, ihr zu sagen, in einem lateinischen Text habe das französische Adieu keinen Platz. Nein, auf Henriettes Leichenstein hat gewiss kein Adieu gestanden. Aber über diesem Garten soll es stehen, über allen Tagen und Nächten, über jedem Blühen und Welken, Leuchten und Erlöschen, über Teich und Tisch und Bank – adieu! – Nicht Aufwiedersehen, nicht Gutenacht! Der Greifer wartet hinter dem Zaun. Mag dies der letzte Sommer sein! Adieu, das heißt: zu Gott! Adieu und danke!

Danke, mein Gott, danke für Marile, die Kinder, die Gäste, danke für Fische und Vögel, für Libelle und Kröte, danke für Kresse und Malve und Rittersporn, Apfelbaum und kleine Birke, danke auch für Henriette von Bomsdorf! Danke und Adieu!

*Aus: Der Fächer.
25 Jahre christliche Prosa in der DDR,
Christliche Verlagsanstalt
Konstanz 1972, S. 9-15.
Der Abdruck erfolgt mit freundlicher
Genehmigung des Verlages.*

'Sonntags ist Kirche.'

Der Weg des christlichen Gottesdienstes und seine Gestalt in Württemberg“

*Interview im Vorfeld
der Landesversammlung
der Evang. Sammlung
mit Prof. Dr. Gerhard Hennig*



Das Thema der Landesversammlung am 12. September – „Sonntags ist Kirche.' Der Weg des christlichen Gottesdienstes und seine Gestalt in Württemberg“ – ist für den Referenten Prof. Dr. Gerhard Hennig, einen der „Gründerväter“ der Evang. Sammlung, nicht nur Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und geschichtlichen Interesses, sondern Herzensangelegenheit. Der verheiratete Vater von zwei Söhnen war elf Jahre lang Pfarrer in der Württembergischen Landeskirche und der Diakonie, bis er 1972 zuerst Leiter des „Lehrgangs für den Pfarrdienst“ und 1981 Direktor des Pfarrseminars in Stuttgart-Birkach wurde. 1989 wurde er in den Oberkirchenrat gerufen, 1995 Professor für Praktische Theologie in Tübingen, wo er seit vergangenem Herbst als Emeritus „in Selbstvertretung“ weiter lehrt. Dr. Friedmann Eißler hat mit ihm über persönliche Erinnerungen und gottesdienstliche Perspektiven gesprochen.

Herr Prof. Hennig, Sie sind persönlich mit der Entstehung der Evang. Sammlung in Württemberg verbunden. Wie blicken Sie heute auf diese Zeit zurück?

Ich blicke gerne auf diese Anfänge zurück. Es war freilich die Zeit, in der alles zur Disposition stand: Ob die Heilige Schrift eine heilige Schrift sei, ob der Gottesdienst überhaupt noch Verkündigung sei und nicht nur Diskussion, schließlich auch ganz grundsätzlich die Aufgabe und Funktion von Pfarrern. Wir haben uns damals – und das ist schon typisch – aus sehr unterschiedlichen Richtungen gesammelt im kleinen Kreis: die einen kamen von dem Gesprächskreis her, der heute „Evangelium und Kirche“ heißt (vom so genannten Landesbruderrat, Bekenntnisgemeinschaft), die anderen aus der „Lebendigen Gemeinde“, manche aus dem CVJM oder aus den Gemeinschaften, und manche waren schlichte Landeschristen – etwa mein Vater.

Es war in einem Zimmer im Gemeindehaus in der Nordbahnhofstraße, da saßen Theodor Dipper vom Landesbruderrat, damals Dekan in Ludwigsburg, mein Vater und ich und formulierten im Auftrag eini-

ger Freunde die Grundsätze der Evang. Sammlung. Der Name „Sammlung“ stimmte eigentlich: keine neue Gruppierung neben anderen, es war in der Tat eine Sammlung verschiedener, der Kirche und dem Evangelium zugetaner Kräfte auf die Landeskirche hin – in sehr lockerem Zusammenschluss.

Ich persönlich habe dann nach einiger Zeit gedacht, die Sammlung habe ihr Ziel erreicht und zur Sammlung der Kräfte in Württemberg erfolgreich beigetragen, nicht zuletzt auch im Blick auf eine damals treffliche theologische Fakultät in Tübingen mit ihrem Programm einer Biblischen Theologie. Heute bin ich froh, dass es die Sammlung noch gibt, nicht als ein langsam alternder Trommlertrupp, sondern als eine Vereinigung, die in ihrer jährlichen Versammlung und ihrem Organ ihre Stimme erhebt und in ihrer guten Mischung von seriöser Theologie und verständlicher Sprache auch von der nachwachsenden Generation unterstützt wird. Ich komme gerne zur Sammlung, ist es für mich doch auch wie eine Rückkehr zu den Anfängen, denn zu den wesentlichen Streitpunkten gehörte damals die Frage nach unserem Gottesdienst. Es war damals die Überzeugung von Theo Sorg, von mir und manchen anderen, dass die in jenen Tagen moderne – und ja durchaus auch berechtigte! – Rede von der Reform der Kirche und ihrer Notwendigkeit so lange in den Wind geredet sei, so lange man sie nicht konsequent auf den Gottesdienst und die gottesdienstliche Gemeinde beziehe. Das gilt bis heute.

Das Thema der Landesversammlung lautet: „'Sonntags ist Kirche.' Der Weg des christlichen Gottesdienstes und seine Gestalt in Württemberg“. Warum steht es heute auf der Tagesordnung?

Christen erkennt man seit den Tagen des Neuen Testaments daran, dass sie sich am „ersten Tag der Woche“ versammeln, also Gottesdienst halten und sich ihres Herrn und Wegs vergewissern. Mit dem Christentum steht also der Gottesdienst schon immer auf der „Tagesordnung“ – in anamnetischer Unzweideutigkeit „an dem Tag, den man den Sonntag nennt“ (Justin). Ein gottesdienstloses Christentum hat es noch nie gegeben und kann es gar nicht geben.

In allem ist die Kirche ersetzbar, bloß nicht darin, dass die Christen Christen sind, und das heißt: dass sie „feste Gewohnheit haben, sich an einem bestimmten Tag zu versammeln“, wie der Heide Plinius richtig notiert hat, um Jesu Wort als ein an sie gerichtetes Wort zu hören und ihr Wort an Jesus zu richten, und zwar „Christo quasi deo“ (an Christus als Gott). Nur die Christen tun das. Tun sie das nicht mehr, so nehmen sie sich selbst von der „Tagesordnung“, werden sie uninteressant für Gott und die Welt.

Etwas anderes ist die Frage nach der rechten Gestalt, nach der „Liturgie“ des Gottesdienstes. „In diesen Dingen soll Freiheit herrschen“, sagt Luther. Die evangelische Freiheit in liturgischen Dingen kann allerdings nicht heißen: Wir machen etwas anderes als einen Gottesdienst – und sagen am Ende, das sei ein Gottesdienst gewesen! Man muss also fragen, und man

kann durchaus sagen, was ein christlicher Gottesdienst ist, und was ihn als christlichen Gottesdienst konstituiert.

Was konstituiert ihn denn als solchen?

Es muss zu denken geben, dass die frühen Christen auf keinen der Begriffe der Antike zurückgriffen, um von ihrem Gottesdienst zu reden. Auch und mit gutem Grund meidet das Neue Testament übrigens den vom griechischen Alten Testament angebotenen Begriff der Leiturgia, bezeichnet dieser doch den opferpriesterlichen Dienst, den das Neue Testament ausschließlich und ein für allemal mit Christus verbindet. Die Christen sprachen – und darin haben sie einen eigenen, eindeutigen Begriff gebildet – schlicht vom „Zusammenkommen“.

Das ist das Erste, was mir auffällt: Christlicher Gottesdienst ist dadurch gekennzeichnet, dass Christen zusammenkommen. Sie gehen sich nicht aus dem Weg. Diese erste nota ecclesiae, dieses erste Merkmal der Kirche, darf nicht vergessen werden, es steht ja auch in der Confessio Augustana, in den bekannte(re)n notae, nämlich „rechte Predigt des Wortes“ und „richtige Verwaltung der Sakramente“, voran (CA VII) – auch wenn das bei Professoren und Charismatikern oft übergangen wird: die congregatio, das Zusammenkommen. Und das geschieht nun nicht allein aus einem Trieb der Zusammengehörigkeit, auch nicht allein aus Sympathie, sondern sie tun das „im Namen Jesu“ (Mt 18).

Ein christlicher Gottesdienst ist also zweitens daran zu erkennen, dass er nicht im eigenen Namen oder im Namen des Vorbereitungsteams, sondern im Namen des dreieinigen Gottes gehalten wird. Deshalb steht in der ganzen Ökumene zu Beginn jedes Gottesdienstes die alte Taufformel – die Übereignung in die eigene Taufe, das Ausrufen der Herrschaft Christi über den Anwesenden.

Zu einem christlichen Gottesdienst gehört drittens, dass die Heilige Schrift – das Evangelium Alten oder/und Neuen Testaments – gelesen wird als das allen gegenübertretende Wort.

Zum Vierten ist das Gebet zu nennen, jedenfalls das Vaterunser, und zwar in der Formulierung, die Jesus uns gegeben hat, und schließlich der Segen. Das sind die fünf Dinge, die einen christlichen Gottesdienst als solchen markieren und auch konstituieren.

Sie beobachten schon lange die Entwicklungen rund um den Gottesdienst. Was erwarten die Menschen Ihrer Meinung nach heute vom Gottesdienst?

So wie die Kirche darin eine „Kontrastgesellschaft“ ist, dass sie sich nicht aus den ausdifferenzierenden Milieuvorstellungen der Spätantike oder Postmoderne definiert, so definiert sich auch ihre Gottesdienstlichkeit nicht an deren Erwartungen oder Zugeständnissen. Wie gesagt, die frühe Christenheit hat sich schon mit ihrem ganz eigenen Begriff für den Gottesdienst von der Umgebung abgehoben!

Es gibt gleichwohl „Erwartungen“ an den Gottesdienst, die in seinem Wesen selbst begründet und durch den Herrn in Kraft und Würde gesetzt sind, den „des Volkes jammerte“. Das bedeutet m. E. vorab:

(1) Die Menschen erwarten zu Recht eine Kirche, in der die Pfarrer nicht „Trainer“ sind, sondern „Hirten“. Eine Supervisor-Kirche war Jesu Vorstellung nicht.

(2) Die Menschen erwarten zu Recht eine Predigt- und Liturgiesprache, die sie verstehen. Wie soll sonst „im Evangelium“ die „Gerechtigkeit Gottes“ wirklich „offenbar“ werden?

(3) Die Menschen erwarten zu Recht einen Gottesdienst, der „die Seelen der Jünger stärkt“ (Apg 14,22), oder mit Luther: der „tröstet“, d. i. trotzen lehrt. „Lebensgewissheit“ ist das evangelische Thema schlechthin und die menschliche Erwartung schlechthin an einen Gottesdienst. Für die Liturgie bedeutet dies: Sie muss einfach und sie muss verlässlich sein, um zum geistlichen Eigentum mündigen Christentums zu werden. Weil die Menschen die berechnete Erwartung haben, „mitkommen“ zu können, bedarf eine evangelische Liturgie nicht nur einer gewissen Flexibilität, sondern auch einer vergewissernden Stabilität ihrer Elementarformen. Liturgie bedarf durch Vertrautwerden Vertrautheit schaffender Räume, Formen, Gesten, Schritte und Worte. Ein klarer Rhythmus prägt etwa unseren Gottesdienst:

1. Schritt: „Ankommen“ – es geht um Anrufung und Antwort;
2. Schritt: „Anrede“ – es geht um Verheißung und Weisung;
3. Schritt: „Rückkehr“ – es geht um Sendung und Segnung.

„Sonntags ist Kirche“ – ist das eine Beschreibung, oder ist das doch auch ein bisschen der erhobene Zeigefinger, sei es nach „innen“ oder nach außen in unsere „Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft“ mit ihrem Prinzip „alles zu jeder Zeit“?

Im Schwäbischen sagt man nicht: „Um zehn Uhr ist Gottesdienst“, sondern: „Um zehn Uhr ist Kirche.“ So zu reden ist nicht allein schwäbische, sondern die rechte evangelische Art. So zu reden heißt, von der Frage und der Antwort darauf zu reden, was denn eigentlich Kirche sei. Kirche ist und ereignet sich überall dort, wo Menschen sich am ersten Tag der Woche versammeln, auf das Evangelium „hören“ und dem Evangelium „glauben“, indem sie darauf antworten mit Gebet und Lobgesang und mit dem Lobopfer ihrer werktäglichen Sendung (Röm 12,1f). Kirche „ist“ gerade nicht „rund um die Uhr“, sondern Kirche ist um zehn Uhr.

Der traditionelle Hauptgottesdienst spricht bekanntlich einen bestimmten gesellschaftlichen Sektor an. Ist der Gottesdienst nach wie vor die zentrale Veranstaltung, die Mitte einer Gemeinde? Wie sehen Sie Zweitgottesdienste, Lobpreisgottesdienste, Segnungsgottesdienste, ganz abgesehen von Jugend-, Familien- und sonstigen besonderen Gottesdienstformen in der derzeitigen Entwicklung?

„Zweitgottesdienste“ sind eine Selbstverständlichkeit und gute Sache. In ihrer Selbstbezeichnung liegt ihre evangelische

Selbsteinschätzung. Sie treten nicht an die Stelle des Gottesdienstes, aus dem sich kein Christenmensch entlassen kann: dass sich die Gruppen und Generationen, Frauen und Männer, Freie und Abhängige, Führende und Geführte umgreifende Gemeinde (Gal 3,28) „am ersten Tag der Woche versammelt“ und als die „Kontrastgesellschaft“ des Leibes Christi konstituiert – anstatt sich in spätantike oder postmoderne Milieus und Sympathiegruppen auseinanderzurotten.

So verstanden sind Zweit- und andere Gottesdienste notwendige Ergänzungen (z.B. Kasualien) oder Zubringer (z. B. Kindergottesdienste) zum Gottesdienst der ganzen Gemeinde. Auch wen man ihnen Raum, Zeit, Existenzrecht geben muss und sie nicht durch dauernde Legitimierungsfragen neurotisieren darf, bleiben die drei (!) notae ecclesiae der Confessio Augustana zu beachten, über die wir schon gesprochen haben.

Aber ist es nicht faktisch so, dass sich die „Auseinanderrottung“, wie Sie sagen, schon vollzogen hat oder doch vollzieht? Wie ist mit der Diskrepanz zwischen „theologischem Anspruch“ und gemeindlicher (volkskirchlicher?) Realität umzugehen?

Zugestanden, es ist faktisch so. Aber: Die Sünde ist auch ein Faktum. Dies bedeutet jedoch noch nicht, dass ich vor der berühmten Normativität des Faktischen kapituliere, auch nicht, dass ich den Kopf in den Sand stecke und am Ende nur noch gregorianisch singe. Ich möchte eigent-

lich die Gegenfrage stellen: Es möge mir jemand sagen, wo denn das konkret Wirklichkeit werde, dass wir eine Gemeinde oder eine Kirche sind. Wo geschieht Begegnung, was verbindet uns denn zu dem, was „Kirche“ ist? Darauf wäre zu antworten. Es ist doch nicht die Kirchensteuer! Ich gebe die Idee nicht auf, dass der Sonntagmorgengottesdienst der Gottesdienst ist, auf den im weitesten Sinne des Wortes alles zuläuft. Ich weiß genau, das ist faktisch nicht immer so. Aber dafür trete ich ein. Er steht damit nicht gegen andere Formen, sondern wer in einem Zweitgottesdienst ist, gehört irgendwie und irgendwann und immer wieder einmal – in den „Hauptgottesdienst“. Das ist nicht mit steilen Forderungen „durchzusetzen“; auf der anderen Seite muss man Gottesdienstbesuch einüben und einüben können.

Wir vergessen vor lauter Gesten und Riten die einfachste Einübung, das Zusammenkommen! Das unaufgebbare Zusammenkommen der Christen dort, wo man wohnt, wo man einander begegnet, spricht übrigens auch sehr stark für parochieähnliche Strukturen auch in der heutigen Situation. Zusammenkommen, Predigthören muss man lernen!

Nun sage keiner, das sei der Herrschaftsanspruch der protestantischen Pastoren, die noch nicht gemerkt haben, dass das Jahr 1536 vorbei ist. In der frühkirchlichen Traditio Apostolica heißt es, dass einer, der in die Gemeinde aufgenommen werden will, drei Jahre das Wort hören soll! Die Waldenser verlangen – jedenfalls habe ich das so erlebt – zwei Jahre Unterricht, bevor über die Taufe gesprochen

wird. Das bedeutet: Das Evangelium ist es wert, dass man sich mit ihm befasst. Und: Das Evangelium sagt offenbar nicht einfach, was ohnehin unmittelbar einleuchtet und selbstverständlich ist. Dem „gemeinen Mann aufs Maul zu schauen“ ist ja richtig, das ist das eine, aber dies ist zu unterscheiden von der Unbedachtheit, dem gemeinen Mann nach dem Maul zu reden und ihm bloß noch das zuzumuten, was er sowieso gleich versteht. Das hieße das Evangelium zum Nullpunkt zu führen. Wir sind schlecht beraten, dass wir einen Totenschein nach dem anderen ausstellen auf gewisse christliche Begriffe mit dem Argument, das verstehe heute niemand mehr. Ich bin der Überzeugung, dass Adam schon am ersten Tag nicht verstanden hat, was Sünde ist ...

Man entdeckt etwa die Zweifler (Thomasmesse) und die Kinder (Segnung von Kindern bis zum Abendmahl mit Kindern) neu: Ist das ein – verzweifelter? – Versuch, neue Personengruppen, „neue Märkte“ zu erschließen, oder kommt hier der Gottesdienst wesentlich zu seiner Sache?

Ich habe da bei ein paar Versuchen Bedenken. Aber man sollte hier nicht alles über einen Leisten spannen. Vielleicht ist eine Unterscheidung zwischen der Gemeindepredigt, also dem „Wort des Trostes und der Ermahnung“ (Hebr 13,22), und der freien, nicht gottesdienstlichen, sondern missionarischen Rede ganz gescheit – und durchzuschreiben auf die Unterscheidung zwischen „Gottesdienst“ und „Veranstaltung“: auf dem Areopag, in der Schule des Tyrannos und andernorts.

Besonderer Sorgfalt und auch ökumenischer Sensibilität bedarf in diesem Zusammenhang das Abendmahl. Das Abendmahl ist kein Missionssakrament. Um Jesu willen, der dies Mahl seinen Jüngern als dem neuen Gottesvolk „zum Gedächtnis“ gegeben hat, ist der ökumenische Grundsatz „sancta sanctis“ (die heiligen Dinge den Heiligen) auch aus evangelischer Einsicht zu halten.

Ihr Beispiel, die Thomasmesse, kenne ich nicht aus eigener Anschauung. Ich kenne aber zwei unterschiedliche und vollständige Selbst- und Textdarstellungen sehr genau: eine aus Reutlingen und eine aus D. Die Reutlinger halte ich für seriös, verantwortet und durchdacht, die aus D. halte ich für ein fürchterliches Spiritualitätsgetratsche und -gemache. Die Gedankenlosigkeit ist das Hauptproblem. Aber ich möchte niemanden schmähen, weil er im Zweit- oder Zielgruppengottesdienst ist.

Sie sind Professor für Praktische Theologie in Tübingen. Welche Rolle spielt die Frage des Gottesdienstes im Universitäts-Bereich?

Als praktischer Theologe habe ich es relativ einfach, denn ich halte Vorlesungen, Seminare und Übungen zu dem, was ein Pfarrer und eine Pfarrerin tun. Es wird also thematisiert. Wenn ich da homiletisches Seminar halte, dann halten wir das als Seminargottesdienst, nicht nur mit einer aus Zeitgründen in der Tat bescheidenen Liturgie, sondern – und das scheint mir viel wichtiger zu sein – auch mit der homiletischen Aufgabe: Nehmt einander

als Christen wahr und ernst. Die Anrede heißt daher: Liebe Seminargemeinde! So wird es konkretisiert. In der Praktischen Theologie, so wie ich sie auffasse, hat also das, was man geistliches Leben nennt, eine gewisse Beheimatung.

Allerdings, das ist das andere, unterscheidet sich unser deutsches System etwa vom angelsächsischen darin, dass „geistliches Leben“ keinen Öffentlichkeitscharakter im universitären Bereich hat. Wenn mich ein angelsächsischer Kollege besucht und nach einem Rundgang nach der Kapelle fragt, muss ich passen: Eine Bibliothek ja, aber keine Kapelle. So stellt sich schlussendlich die Frage nach dem Vorbildcha-

rakter der Lehrenden. Wann erleben Studierende ihre Lehrer auch einmal als Hörende?

Eine dritte Dimension: Nicht ohne Grund, zumal im zweiten Fall auch aus dieser Perspektive entstanden, haben wir unsere Studienhäuser: das Evangelische Stift und das Albrecht-Bengel-Haus. Sicher ändert sich der Charakter eines solchen Hauses je nach Belegschaft und Zeit deren Prägung, doch hier zeigt sich je auf eigene Weise, dass gottesdienstliches Leben und Studieren etwas miteinander zu tun haben.

Herr Prof. Hennig, wir danken Ihnen für das Gespräch.



Öffentlicher Schwerpunkttag der Landessynode am 10. Juli 2004

Die Landessynode lädt Pfarrerinnen und Pfarrer, Kirchengemeinderäte, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu ihrem öffentlichen Schwerpunkttag am Samstag, dem 10. Juli 2004, in Stuttgart ein:

- 9 Uhr Eröffnung des Tages in der Stuttgarter Stiftskirche mit einer Bibelarbeit von Prof. Dr. H.-J. Eckstein
- 11 Uhr Fortsetzung der Tagung im Hospitalhof mit einem Vortrag von Prof. Dr. Michael Herbst
- 12 Uhr Mittagessen, Gesprächsgruppen, Beteiligungsstände, Informationen
- 14 Uhr Forum: Impulsreferat, Statements, Ausblick

Abschluss durch den Landesbischof

Unter
www.forum-missionarischer-frauen.de
finden Sie interessante Texte zum downloaden, zum Beispiel:

- Wenn Sie eine Referentin oder einen Referenten einladen
- Tipps für einen reibungslosen Umgang zwischen miteinander (von Dr. Christel Hausding)
- Die Frau in der Gemeinde – Denkanstöße (erarbeitet von einem Arbeitskreis des Synodalgesprächskreises "Lebendige Gemeinde": Dr. Christel Hausding (verantwortlich) u.a.)

Impressum

Herausgeber: Evangelische Sammlung in Württemberg e.V., Lessingstr. 3, 73760 Ostfildern (Nellingen)
Internet: www.evangelische-sammlung.de

Vorsitzender: Pfarrer Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach

Stellvertretende Dekan Hartmut Ellinger, Widerholtplatz 4, 73230 Kirchheim/Teck

Vorsitzende: Pfarrerin z. A. Elke Maihöfer, Bei der Kirche 8, 72224 Ebhausen

Geschäftsstelle: Dipl.-Theol. Stephan Zehnle, Lessingstr. 3, 73760 Ostfildern (Nellingen),
Tel. (0711) 34 11 202, Fax (0711) 34 11 201. eMail: stephan_zehnle@web.de
Bestellung weiterer Exemplare des Rundbriefes bei der Geschäftsstelle.

Redaktion Werner Schmückle (V.i.S.d.P.), Hartmut Ellinger, Hans-Dieter Frauer, Renate Klingler,
der Rundbriefe: Elke Maihöfer, Stephan Zehnle

Der Rundbrief erscheint viermal jährlich.

Konto: Evangelische Sammlung in Württemberg
Evang. Kreditgenossenschaft Stuttgart (BLZ 600 606 06) Kto 414 271

Rechner: Günter Wohlfarth, Thomas-Mann-Str. 28, 73655 Plüderhausen

Layout/Satz: Art Office, Martin Lang, Walddorfhäslach

Druck: Druckerei Fischbach, Reutlingen